

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. **Telegraphen-Adresse:** Volkszeitung Leipzig. **Telephon:** 18898. **Sprechstunde:** Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6spaltige Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die neueren Gaunereien auf der Rieker Reichswerft scheinen großen Umfang zu besitzen.

Die katholischen Verbände in Navarra, Biscaya, Alava und Guiposcoa beschließen, die Propaganda gegen die Regierung in ganz Spanien fortzusetzen und Verbände zur Verteidigung des Katholizismus zu bilden.

In New York stehen gegenwärtig über 90 000 Arbeiter verschiedener Berufe im Streik; im Laufe der Woche beabsichtigen noch 45 000 den Ausstand zu erklären.

Die Verhaftungen in Assam und Ostbengalen haben angeblich zur Aufdeckung einer weitverzweigten Verschwörung gegen die britische Regierung geführt.

Zum Schutz der bürgerlichen Gesellschaft.

I. Leipzig, 9. August.

Merkwürdige Kontraste boten die Verhandlungen der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, die vom 2. bis 4. August in Brüssel tagte. Einerseits hochtönende Phrasen von dem Fortschritt, dem man eine Gasse bahnen wolle, Legalitätsprinzip, Synthese von Sozialismus und Individualismus usw., andererseits Vorschläge über Vorschläge, die darauf hinausgingen, die Rache der bürgerlichen Gesellschaft an ihrem Opfer, dem Verbrecher, immer mehr zu verschärfen, die Rechtsgarantien des Individuums tatsächlich immer mehr zu einer leeren Form herabzusetzen. Typisch für die Heuchelei — die durchaus nicht immer bewußt zu sein braucht — waren die immer wiederholten Vorschläge, bestimmte harte Schreckmittel einzuführen, ohne daß man sich dabei zugleich zur Einführung übellosender Namen verpflichten wollte. „Namen tun nichts zur Sache“, diese Versicherung kehrt immer wieder, wo es sich um eine Barbarei handelt. Die tatsächliche Stimmung der Vereinigung kam deutlich und ehrlich zum Ausdruck in dem Vortrag des Professors Aschaffenburg-Köln. Er meinte, die Gesellschaft habe bisher wenig erreicht. Sie sei „zu vorsichtig und weise“, man müsse eine energischeren Tonart anschlagen, mit aller Entschiedenheit etwas tun, recht radikal eingreifen, womit er den lebhaften Beifall der Gesellschaft erntete.

Die erste Hauptfrage, die der Kongress behandelte, war die, in welchen Fällen der Begriff der Gemeingefährlichkeit des Täters an die Stelle des Begriffs der verfolgten Tat gesetzt werden könne, und inwieweit dies durch Sicherheitsmaßnahmen geschehen könne, ohne daß dadurch die zu gewährleistende Freiheit des Einzelnen gefährdet würde. Schutz der Gesellschaft vor dem gemeingefährlichen Individuum, das war die Parole, die durch alle Vorträge über diese Frage hindurchging. Es war zwar auch die Rede von „Hilfsbedürftigkeit“ des Individuums, das vor Straftaten geschützt werden müsse, doch blieb dies nichts weiter als eine Phrase. Daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung selbst der Nährboden der meisten Verbrechen und Verbrecher ist, daß nur eine fundamentale Umwälzung dieser Gesellschaftsordnung wirksame Beseitigung des Verbrechens ermöglicht, indem ihm damit zugleich der Boden entzogen wird, das lag gänzlich außerhalb des Gesichtskreises dieser gelehrten modernen Rachedeuter. Die Ohnmacht der bisherigen strafrechtlichen Praxis leuchtete zwar überall durch, aber der einzige Ausweg, den man fand, war: härtere Unterdrückungsmaßnahmen, stärkere Eingriffe in die Rechte des Individuums.

Professor Garçon-Paris sprach zwar von einer Aufrechterhaltung des Legalitäts- (Gesetzlichkeits-) Prinzips, das eine Errungenschaft der französischen Revolution sei, zum Schutz gegen die schweren Gefahren, die die Ueberlassung der Entscheidung über die Gemeingefährlichkeit an den Strafrichter mit sich bringe, wofür er aber feurig plädierte, war das System der — Deportation der Gewohnheitsverbrecher, das 1885 in Frankreich eingeführt wurde. Ob die Definition der „Gemeingefährlichkeit“, wie Garçon verlangte, dem Gesetz überlassen bleibt, oder dem Ermessen des Strafrichters anheimfällt — das ist gehupft wie gesprungen.

Der Strafrechtslehrer von Liszt-Berlin legte sich mit aller Kraft für die „unbestimmte Verurteilung“ ins Zeug. Er verlangte staatlich überwachte Erziehungsanstalten für die jugendlichen Verbrecher. Diese Maßnahmen müßten mit der Volljährigkeit ihr Ende finden. Für den „Niederlichen oder arbeitscheuen Verbrecher“ sollen Arbeitshäuser offen stehen; der Aufenthalt in diesen sei auf eine bestimmte Zeit zu begrenzen. Zu diesen „erzieherischen“ Maßnahmen kämen „ausscheidende“. Für Geistesranke Internierung in besonderen Anstalten, solange der Zustand der Gemeingefährlichkeit dauert. Für geistesgesunde Verbrecher, die wegen wiederholten und schweren Rückfalls als gemeingefährlich erscheinen, forderte er Verwahrung in einer Strafanstalt oder in einer besonderen Verwahrungsanstalt. Dabei sei aber urteilsmäßige Festlegung der Verwahrungsdauer unbedingt zu verwerfen. Dazu kämen noch nach seinem Vorschlag sichernde Maßnahmen gegen Nichtverbrecher, als da sind:

verwahrloste Kinder und Jugendliche, gemeingefährliche Geistesranke, gemeingefährliche Trunksüchtige. Zur „unbestimmten Verurteilung“ ließ er sich noch folgendermaßen vernehmen:

Der Zweck unserer Maßnahmen kann nur der sein, das gemeingefährliche Individuum solange zu verwahren, als der Zustand der Gemeingefährlichkeit andauert. Wie lange dieser Zustand andauern wird, kann der Richter im Augenblick der Urteilsfällung nicht sagen. Hier muß gesagt werden: die Verwahrung muß solange dauern, bis ihr Zweck erreicht worden ist, um dessenwillen die Verwahrung angewendet worden ist. Wir mögen das unbestimmte Verurteilung nennen, oder wir mögen versuchen, über dieses ominöse Wort in irgendeiner Weise hinwegzukommen. Was ich vom Gesetzgeber verlange, geht lediglich dahin, dafür zu sorgen, daß nicht gemeingefährliche Individuen auf die Gesellschaft losgelassen werden.

Und was soll mit der gemeingefährlichen bürgerlichen Gesellschaft geschehen, die den Verbrecher erzeugt, die jährlich Tausende tötet, Zehntausende verstümmelt, Millionen mit eisernen Ketten an das graue Elend fesselt? Keine Antwort! All diese drakonischen Maßnahmen bekommen aber dafür den wundervollen Namen einer „Synthese (Vermittlung) zwischen Sozialismus und Individualismus“.

Den Kommentar zu dieser Synthese zwischen Sozialismus und Individualismus lieferte der schon genannte Professor Aschaffenburg-Köln. Vor allem plädierte er für Ausbreitung des Begriffs der Gemeingefährlichkeit. Die Vorstrafen dürfen nicht der Maßstab sein, nach dem die Gemeingefährlichkeit beurteilt werde. Man solle sich vor „ängstlichen Vorstellungen“ hüten. Auch ihm sind Namen gleichgültig:

Wir müssen in die persönliche Freiheit des Menschen eingreifen, der uns gefährdet, und ich möchte nur vorschlagen, daß wir recht radikal eingreifen. Wie wir das nennen, ist ganz gleichgültig, ob Methode der Anpassung oder der Abschreckung ist ganz gleich.

Daß es sich tatsächlich um die Rache der Gesellschaft an ihren Opfern handelt, das kam so recht drastisch zum Ausdruck in den Anmerkungen, die der Redner zur unbestimmten Verurteilung machte. Drakon-Aschaffenburg sagte:

Präsident Engels hat gesagt, wir möchten die ganz Gefährlichen einsperren, und zwar streng einsperren. Die einmalige Einspernung fürchten die Leute gar nicht. Wenn sie mehrere Jahre hindurch durch die Gefängnisse gegangen sind, so ist ihnen der Aufenthalt in diesen Anstalten ganz gleich geworden. Was sie fürchten, ist die unbestimmte Dauer. Wenn sie die Verbrecher fragen, was ihnen lieber ist, Zuchthaus oder fünf Jahre in irgendeiner andern Anstalt, dann greifen sie sogleich zum Zuchthaus. . . Was die Leute fürchten, ist die Unsicherheit.

Ein wundervolles Dokument für den Geist fortschreitender kapitalistischer Kultur. Man wird sich die Worte

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Am Abend des dem Vorfall folgenden Tages hatte Lina wieder einmal eine Einladung, die bis spät in die Nacht dauerte. Als die Gäste das Haus verlassen hatten, redete sie ihren Mann an: „Du, Franz!“ Franz Senn war erst am Nachmittag dieses Tages von einer Geschäftsreise heimgekommen und ziemlich müde. Nachlässig lag er auf dem Sofa und sah seiner Frau mit halbgeschlossenen Augen zu, wie sie den gedeckten Tisch aufräumte. „Ja!“ sagte er gähmend. „Was willst denn schon wieder?“ „Ich hab' gestern mit dein' Vater einen Streit g'habt!“ Franz richtete sich erschrocken auf. „Mit dein' Vater?“ „Ja. Wegen dem Kosele ist's angegangen. Du brauchst dich nit zu fürchten. Ich hab' ihm einmal ordentlich meine Meinung g'sagt.“ Geschäftig eilte sie im Zimmer auf und ab und räumte die schweren, alten Silberfächer, die sie am Tisch stehen hatte, in die Kästen ein. „Was —?“ fragte Franz Senn bestürzt. Nun blieb Lina beim Tisch stehen und schaute verächtlich auf ihren Mann hinüber. „Ja. Das will ich dir gleich sagen!“ sprach sie in einem wegwerfenden Ton. „Das kann nimmer so weiter geh'n wie bisher! Bist ja der reinste Geschäftsreisende für dein' Vater! A Mann in deinem Alter muß selbständig sein!“ „Hast du ihm das g'sagt?“ fragte Franz beinahe ängstlich. „Nein. Du sollst's ihm sagen!“ erklärte Lina resolut und kam näher zu ihm heran.

Die Lina war in den fünf Jahren ihrer Ehe entschieden noch hübscher geworden. Man hätte es ihr nicht angesehen, daß sie schon nahe an dreißig war. Ihre zierliche Gestalt war voller und üppiger geworden. Das bequeme, mäßige Leben schlug ihr gut an. Man konnte sie mit vollem Recht eine schöne Frau nennen.

Als sie Franz vor sich stehen sah, fühlte er für Momente die frühere Verliebtheit wieder in sich aufzutauchen. Die junge Frau war außerordentlich vorteilhaft und elegant gekleidet. Das verstand sie. An Geschmack sollte es ihr eine nachmachen! Franz wußte das auch. Die eleganteste Dame in der Stadt war seine Frau. Er hätte sich in jeder Großstadt mit ihr zeigen können, so fein war ihr Auftreten.

Das kostbare helle Spitzenkleid mit dem leichten Ausschchnitt am Hals, das die junge Frau heute trug, gab ihr einen geradezu verführerischen Reiz. Das Kleid brachte ihre Formen in der raffiniertesten Weise zur Geltung. Das goldigblonde, leicht gewellte Haar hatte sie im losen Knoten tief in den Nacken gesteckt. Das zarte Spitzengewebe der Taille ließ ihre feine, weiße Haut matt durchschimmern.

„Lina, seß' dich einmal zu mir her!“ bat sie Franz leise.

Lina setzte sich neben ihren Mann. Sie wußte, wie sie ihn jetzt zu behandeln hatte, um ihn wieder zu ihrem gefügigen Sklaven zu machen. Sie brauchte ihn ja. Sie wollte ihn schon längst überreden, daß er seinen Vater zur Geschäftsübergabe bewog. Dann wurde er frei und unabhängig. Und wenn Franz einmal sein freier Herr war, dann gingen für sie erst recht die schönen Zeiten an. Wenn er nur einmal unumschränkter Herr über Haus und Geschäft war. Sie wollte ihn schon um den Finger wickeln. Sie brauchte ja nur zu wollen.

Die junge Frau hatte gestern Michael Senn die Wahrheit gesagt. Aller Widerstand, den Franz dem Aufwand seiner Frau entgegensetzte, rührte hauptsächlich aus dem Gefühl her, daß er sich deswegen vor seinem Vater schämte.

Der alte Senn stammte eben aus einer ganz andern Zeit, deren Sinn viel einfacher und bescheidener gewesen war.

Michael Senn war die Einfachheit selber. Im schlichten grauen Rodenrod pflegte er an Wochentagen herumzugehen. Und die Mutter des Franz, wie war die einfach gewesen. Und war doch aus guter Familie. Und gar die Großmutter. Franz Senn erinnerte sich, daß in seiner Kindheit öfters die Rede ging von der alten Frau Senn. Was doch die für eine tüchtige Frau gewesen sei und wie einfach sie sich immer getragen habe.

Der Franz hatte es als heranwachsender Junge noch manchmal von den Leuten sagen gehört, wie herb es doch für seinen Vater sein müsse, daß seine Mutter gar so vornehm tue und sich so gar nicht als Geschäftsfrau fühle und zeige. Und Frau Theresia Senn war doch auch stets einfach geblieben. Nur vornehm war sie, und als Geschäftsfrau hatte sie sich nie gefühlt. Darin hatten die Leute recht. Sie war und blieb die Beamtentochter und hatte sich von jenem Dünkel nie befreien können, in dem sie als Mädchen erzogen wurde. Ein Beamter ist mehr als ein gewöhnlicher Mensch, viel mehr. Wenn das Brot für die zahlreiche Familie auch oft kaum ausreicht, er bleibt doch Beamter und sieht auf die mit materiellen Gütern weit besser bedachten Gewerbetreibenden und Geschäftsleute mit Würde herunter.

Daß Michael Senn diesen Mangel an Geschäftsinteresse bei seiner Frau Theresia tief empfunden hatte, davon war Franz überzeugt. Allerdings hatte er nie einen Vorwurf seines Vaters gegenüber der Mutter gehört. Und nun brachte seine eigene Frau dem Geschäft nicht das geringste Interesse entgegen; ließ sich kaum jemals drunter blicken. Nur das Geld, das aus dem Geschäft floß, war ihr jederzeit willkommen.

Franz fühlte sich dem Vater gegenüber stets in untergeordneter Stellung. Es wäre ihm höchst peinlich gewesen, wenn ihn der alte Senn wegen dem Aufwand seiner Frau einmal zur Rede gestellt hätte. Deshalb gab es auch regelmäßig Streit, so oft Lina mit einer neuen